

Die Lager bilden Lebensbedingungen ab, wie sie sich durch Kriege und durch die humanitäre Hilfe danach herausbilden, und die Standorte, an denen man sie, meist auf vorbildliche Weise, errichtet, machen deutlich, dass es sich um ein Leben weitab von der normalen Welt handelt, es sind Experimente einer Segregation im globalen Maßstab. Die zweite Hypothese ergibt sich aus der ersten und verdichtet sie weiter:

Bildet sich eine neue sozialräumliche Formation heraus, auf die die Bezeichnung „Camp-Villes“, Lager-Städte, zutrifft? Flüchtlingslager werden in einer Notsituation als Schutzzonen errichtet, sie sollen die Überlebenden der Kriege und diejenigen, die vor kriegerischen Auseinandersetzungen flüchten, mit einem Dach über dem Kopf, mit Nahrungsmitteln und medizinischer Hilfe versorgen. Die Hilfe ist auf das Nötigste beschränkt, und die Camps liegen weitab von bestehenden sozioökonomischen Strukturen. Dennoch beherbergen sie Zehntausende, und im Allgemeinen bestehen diese Flüchtlingslager weitaus länger, als die eigentliche Katastrophe dauert. Wie lange, ist für keinen klar, auch nicht für die Leiter der Hilfsorganisationen.

Obwohl in den ersten Stunden und Tagen nach einem Massaker, einer Plünderung, einem Luftangriff oder einer Massenschleppung keiner an Bleiben denkt, stellt sich, sobald das Lager errichtet ist, relativ schnell so etwas wie ein Dauerzustand ein. Das hat interne und externe Gründe. Andauernde Feindseligkeiten im eigenen Land halten die Flüchtlinge davon ab zurückzukehren, aber die humanitäre Hilfe generiert auch ihre eigenen Mechanismen der Verstetigung, vor allem was die Versorgung mit Nahrungsmitteln und den Zugang zu Jobs betrifft. Mit anderen Worten: Notstand hin oder her, sobald die humanitären Aktionen greifen, haben sie die Tendenz, sich auf Dauer zu etablieren und an den entsprechenden Orten Wurzeln zu schlagen und dabei die Orte, die zuvor Niemandsland waren, zu transformieren, bis sie, ohne dass es jemand wirklich gewollt hätte, zu Sozialgefügen, Machtgefügen, Raumgefügen werden, die in dieser Form nirgendwo sonst existieren. Was dann daraus entsteht, ist eigentlich ein Paradox, ein Hybrid, und weil es keinen besseren Namen dafür gibt, haben wir uns entschlossen, mit der Bezeichnung „Camp-Villes“ zu operieren.

Einerseits sind die Individuen, die hier zusammenkommen, einzig deshalb hier, weil sie den Status von Opfern haben. Damit wird ihr Aufenthalt und die Existenz der eigens für sie eingerichteten Lager gerechtfertigt. Das aber macht sie zu Namenlosen, auf jeden Fall aus dem Blickwinkel der Helfer, die ihnen ohne Ansehen der Person Schutz für Leib und Leben gewähren (sie sorgen für Nahrungsmittel, Sicherheit und Gesundheit). Dabei ist es gleichgültig, ob die Opfer zu feindlich oder freundlich gesinnten politischen Gruppierungen, Regionen oder Ländern gehören. Also tragen die humanitären Eingriffe, allein durch ihre unterschiedslose Hilfsbereitschaft

dazu bei, aus Personen sozial und politisch nicht definierte Existenzen zu machen. Personen werden nur als Opfer wahrgenommen, und das bedeutet, die Lager verursachen Identitätsprobleme. Doch allein schon die Tatsache, dass man sich in einem fremden, undurchschaubaren Zusammenhang wiederfindet und durch nichts darauf vorbereitet war, bedroht die eigene, ohnehin traumatisierte Identität.

Andererseits können die relative Sicherheit im Camp und das enge Zusammenleben mit Menschen, die, obwohl aus völlig unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen gerissen, das gleiche Schicksal teilen, zu unerwarteten Begegnungen und Gruppierungen führen, woraus sich gegebenenfalls eine neue Identität konstruieren lässt. So gesehen erschafft das humanitäre Engagement eine Form von Stadt, wenn man unter Stadt das komplexe Zusammenleben von Individuen versteht.

Nun stellt sich die Frage: Kann ein Flüchtlingslager so etwas sein wie eine städtische Gesellschaft, und kann es darüber hinaus ein politisches Wesen werden? Könnten irgendwann die Begriffe „urbs“ und „polis“ darauf zutreffen? Können die Menschen in den Camps ihre Ausgangslage überwinden und sich von Zwang und Eingrenzung befreien, wie wir es aus anderen historischen Zusammenhängen kennen, den Townships Südafrikas zum Beispiel oder den afrikanischen Enklaven der Kolonialstädte, die sich aus ihrer verkrüppelten Urbanität emanzipierten? Warum entstehen keine städtischen Qualitäten? Sind die Lager nur Versuchsanordnungen in einer globalen Segregation, oder sind sie Skizzen (bzw. Embryos) zukünftiger Städte? Diese inhärente Ambivalenz ist der Ausgangspunkt für meine ethnographischen Studien, durch die ich herausfinden möchte, welche Spannungsfelder hier entstehen.

Ein Lager wird errichtet und ist im Prinzip erst einmal Teil der Wüste. Hannah Arendt lieh sich die Formulierung „die Wüste wächst“ von Nietzsche, um ihre Sorge um die Menschheit auszudrücken. In ihrem Fragment „Von der Wüste und den Oasen“ benutzt sie die Ausbreitung der Wüste als Sinnbild für „das Weggleiten des Zwischen“, das aber in ihren Augen unverzichtbar zur „Welt“ gehört, und darunter versteht sie die Gesamtheit aller sozialen Beziehungen, aus denen politisches Handeln entsteht. Die Wüste ist für sie das Gegenbild zu dem sozialen und politischen Austausch, der die Menschen verbindet und zugleich unterscheidet.

Für den Anthropologen Marc Augé sind Flucht und Flüchtlingslager genauso wie deren extremes Gegenteil, die Autobahnen, Flughäfen und Shopping Malls, Orte, in denen die Moderne sich zum Extrem verdichtet und Nicht-Orte, „non lieux“, gebärt. Solche Orte, wie unähnlich auch immer, haben eines gemeinsam: Sie haben keine Erinnerung und keine Identität und sind immun gegenüber dem Bedürfnis der Menschen, sich auszutauschen. Die Flüchtlingslager sind aber noch viel mehr „hors-lieux“, denn sie befinden sich außerhalb von Ort

Der Text von Michel Agier erschien im Jahr 2002 in der Zeitschrift „Ethnography“ bei Sage Publications (London, Thousand Oaks, CA und Neu Dehli). Die Zahlen und Statistiken beziehen sich auf den Zeitpunkt der Erstveröffentlichung. Aktuelle Daten sind unter www.unhcr.org abrufbar.

und Zeit und gehören nicht zu der uns vertrauten, in gewissem Umfang sogar voraussagbaren Welt, die allerdings dabei ist zu schrumpfen, weil das Ausmaß der Orte und Situationen, die dieser Welt nicht mehr angehören, sich vervielfacht, mit anderen Worten: „die Wüste wächst“.

Es gibt natürlich auch andere Orte mit „unerwünschten Personen“ (ein Begriff, der sehr viel ausschließender ist als der von den „Nutzlosen“ im Mittelalter), die in gewisser Hinsicht mit den Camps vergleichbar sind, auch wenn sie aus ganz anderen (nicht ethischen) Gründen entstanden, dennoch sind sie Experimentierfelder einer weltweiten Segregation, Orte, wo das Leben im gänzlich Ungewohnten und Unbekannten neu erprobt werden musste. Gefängnisse, Konzentrationslager und Vernichtungslager sind andere mögliche Paradigmen für diese Hypothese.

Skizzenhafte Stadt

Meine Untersuchungen haben in den Lagern von Dadaab im Nordosten Kenias begonnen. Nachts schlief ich auf dem Gelände von „Ärzte ohne Grenzen“, und jeden Morgen wurde ich mit einem der Hilfskonvois, von kenianischer Polizei gesichert, zum Lager gebracht, das ich aus Sicherheitsgründen, wie alle anderen Hilfskräfte, ob Kenianer oder Ausländer, am Abend wieder verlassen musste. Schon bei meinem ersten Aufenthalt definierte ich für mich drei mögliche Ebenen, die für ein stadähnliches Leben sprechen könnten: die Symbolik des Ortes, die soziale Mischung und die Rekonstruktion von Identitäten. Was mir vorschwebte, war die Vorbereitung von ethnographischen Untersuchungen über diese neuen Lebensräume, welche vor einigen Jahrzehnten kaum als legitimes anthropologisches Untersuchungsfeld gegolten hätten.

Obwohl in den drei Flüchtlingslagern genauso viele Menschen leben wie im Distrikt Garissa (mit der gleichnamigen Hauptstadt) insgesamt, erscheinen sie auf keiner einzigen Landkarte. Das Lager Ifo, in dem 45.000 Flüchtlinge in 10.000 Unterkünften hausen, wurde im September 1991 eröffnet, das Lager von Dagahaley mit 34.000 Flüchtlingen in 7000 Unterkünften gibt es seit März 1992, Hagadera mit 45.000 Insassen entstand im Juni 1992. Diese drei Flüchtlingslager liegen in einem Umkreis von fünfzehn Kilometern rund um die Stadt Dadaab. Innerhalb der Stadt wohnen die Vertreter der UN und die Hilfsorganisationen, welche die Lager betreuen.

Über neunzig Prozent der Flüchtlinge sind Somalis, einige wenige kommen aus dem südlichen Sudan, aus Äthiopien, Eritrea und Uganda. Nahrungsmittelrationen (aus dem UN World Food Program) werden alle vierzehn Tage durch die kanadische NGO CARE verteilt, die außerdem einige Schulen unterhält und bestimmte Sozial- und Beschäftigungsprogramme fördert. Die Ärzte ohne Grenzen versorgen mehrere medizinische Zentren, drei Buschhospitäler und sind mit einigen mobilen



Flüchtlingslager in der Ituri-Region im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo an der Grenze zum Sudan und nach Uganda. Die Flüchtlinge stammen aus dem Südsudan. Die große Zahl von Menschen auf engstem Raum, der Mangel an sauberem Trinkwasser sowie miserable sanitäre Ver-

hältnisse machen Lager wie dieses extrem anfällig für Seuchen und Epidemien. Die weißen Baracken in der Bildmitte beherbergen die medizinischen Einrichtungen und die Cholera-Klinik, aber auch die Latrinen des Lagers.

Foto: Alexia Webster, Kapstadt

Ärzteteams vor Ort. Für die Sicherheit, sowohl der Flüchtlinge als auch der Helfer, sorgt die kenianische Polizei, die 250 Mann dafür einsetzt. Koordiniert werden sie vom UNHCR, das für die Uniformen wie für die Fahrzeuge sorgt.

Das UNHCR ließ kilometerlange Zäune aus Stacheldraht und dornigem Gestrüpp errichten, womit die Grenzen des Lagers nach außen abgesteckt und die verschiedenen „Blocks“ im Inneren markiert werden. Solche Blocks sind zwei bis drei Hektar groß und beherbergen 300 bis 600 Flüchtlinge in 100 bis 150 Unterküften. Die Flüchtlinge wurden entsprechend ihrer ethnischen oder Clan-Zugehörigkeit eingeteilt, und die Lagerblöcke sind nach groben Begriffen der Ethnie (Somalis) oder der Nationalität (Äthiopier, Sudanesen usw.) bezeichnet.

Wenn sie ankommen, erhält jeder von ihnen die gleiche blauweiße Zeltplane, die gleiche Matratze und einige Küchenutensilien. Die Flüchtlinge sammeln Holz in der Nähe des Camps und bauen sich daraus ihre Unterkunft. Über die Jahre sind die Unterküfte immer solider geworden und näher zusammengerückt, es gibt nun auch Lehmhütten oder die traditionellen Hütten der Somalis aus geflochtenen Zweigen, doch sie alle sind mit den typischen blauweißen Zeltbahnen von UNHCR überdeckt. Längst wurden auch die Behälter, in denen die Hilfsgüter angeliefert werden, recycelt; aus metallenen Containern wurden Dächer, Türen, Fenster, Tische, Hühnerställe. Überall sind die Flaggen der Geberländer und Organisationen zu sehen: USA, EEC, Japan, WFP, UNHCR.

Städtebaulich geordnet sind diese Lager in Blocks und Quadranten. Jeder Quadrant enthält zehn bis fünfzehn Blocks. Die Quadranten fügen sich einer geometrischen Ordnung und lassen breite Straßen offen, damit die Polizei und Feuerwehr und die Notdienste schnell passieren können. Dieses übergeordnete Schema variiert augenscheinlich in jeder Bevölkerungsgruppe. Bei den Somalis finden wir eher karge Behausungen, deren Höfe mit ein paar dünnen stacheligen Zweigen abgesteckt sind und die Grenzen der Blocks nicht immer respektieren. In der Gemeinde der Äthiopier dagegen (zwei angrenzende Blocks im Ifo-Camp) hat alles seine Ordnung, man lebt auf engstem Raum, es gibt hohe Zäune und enge Gassen. Darin Coffee-Shops, Videoläden, Friseure, Fotostudios und Ähnliches, alles überdeckt von Zeltplanen, Pappen oder Metalltafeln.

Bei manchen der Flüchtlinge, vor allem bei denen, die sich im Camp als Minderheit fühlen (Äthiopier, Sudanesen, Bantu-Afrikaner und Ugandanesen) sind die Umzäunungen Ausdruck für Rückzug, Abwehr, Selbstverteidigung. Es gibt zum Beispiel in Dagahaley eine Gruppe von Häusern, in denen sechshundert Sudanesen untergekommen sind, die meisten von ihnen aus den Städten des südlichen Sudan und zumindest zu zwei Dritteln junge Männer. Zwei Jahre nach ihrer Ankunft im Ifo-Camp wurden sie weiter verlegt, und zwar nach Dagahaley. Dort errichteten sie ein fulminantes Ensemble, das

nichts, aber auch gar nichts mit den Hütten der Somalis gemein hat, aber auch nicht den Unterküften der Sudanesen in den anderen beiden Lagern gleicht. Es wird durch eine geradlinige Hauptstraße gegliedert, rechts und links stehen Lehmhäuser. Die Hauptachse ist fünfzig Meter lang und endet in einem Kirchengebäude aus Lehm. Die architektonische Geste einer Perspektive wurde gekonnt umgesetzt. Eine Kinderkrippe, ein öffentliches Bad mit Duschen und Toiletten und ein Volleyballplatz vervollständigen das Ensemble. Das Ganze sieht aus wie ein modernes Dorf aus dem Süden des Sudan oder wie das Quartier einer Kleinstadt. Die so bestückte Nachbarschaft wurde mit Stacheldraht und dornigem Gestrüpp eingezäunt, und jede Nacht patrouillieren dort zwölf Männer in Dreiergruppen. Wie in anderen Nachbarschaften auch werden die Tore Punkt sechs Uhr abends geschlossen. Keiner kann während der Nacht hinein oder hinaus. Die Feinde der Nacht sind die Nachbarn unmittelbar nebenan. „Es sind Somalis“, sagen die jungen sudanesischen Männer, die das Quartier kontrollieren, „sie verlangen Blutgeld.“ (Gemeint ist, dass, wann immer Streitigkeiten auftreten, selbst bei einem Gerangel zwischen Kindern, die Nachbarn Schadenersatz verlangen.) Auf dem Tor zu der Anlage steht in von Hand eingeritzten Buchstaben „Equatoria Gate“, denn Equatoria ist die Provinz im südlichen Sudan, aus der die Bewohner 1994/95 fliehen mussten.

Andere Orte sind weitaus offener und können selbst von jenen genutzt werden, die sich sonst vor anderen verschließen – von Somalis, Äthiopiern und anderen Südsudanesen. Im Ifo-Camp sind es die Coffee-Shops, die von Äthiopiern geführt werden, bei den Videoshops in allen drei Camps sind es junge Leute (Somalis, Äthiopier und Südsudanesen), die sich nicht darum scheren, wer mit wem auf gutem Fuß steht, weswegen die jungen Somalis sich Moralpredigten von ihren moslemischen Eltern anhören müssen. Für 10 Kenia-Shillings (etwa 15 Euro-Cent) kann man in einer schäbigen Hütte aus Brettern und Zweigen eines der beiden Videoprogramme sehen, meistens indische Filme, manchmal Fußballspiele.

Solche Aktivitäten verändern die Vorstellung von Raum und vom Ablauf eines Tages, mit der die Flüchtlinge in ihrer Heimat aufgewachsen sind. Allmählich beginnen sie, die Orte im Lager für sich symbolisch zu besetzen. Zum Beispiel geben sie den Orten Namen. Im Hagadera Camp heißt der Marktplatz, der am Eingang des Lagers liegt, inzwischen nur noch „the town“, auf Somali „magalo“. Dort, in den Buden entlang zweier kleiner sandiger Straßen, bieten Einheimische und Flüchtlinge Nahrungsmittel und alle möglichen Dinge des täglichen Bedarfs an, Kaffee wird ausgeschenkt, man kann auch Videos sehen. Die am häufigsten benutzte Straße heißt entsprechend „Main Street“. Schließlich wird die anderthalb Kilometer lange Sandpiste, auf der die Flüchtlinge täglich zu ihren Behausungen gehen und die vom Markt zu den ersten Lagerblöcken führt, mit dem englischen Begriff „Highway“ bezeichnet.

Diese Erfindung des Alltags, die der Historiker Michel de Certeau in „L’Invention du quotidien“ beschreibt, ähnelt den Strategien, mit denen sich Stadtbewohner innerlich gegen immer mehr „non-places“, gegen Vereinzelung und Anonymität zur Wehr setzen, aber hier kommt etwas anderes hinzu, nämlich die Abgrenzung der einen Gruppe gegen die andere. Andererseits ist Müßiggang in den Lagern ein allgemeines Problem – und die Unzufriedenheit darüber, gepaart mit dem Gefühl von Verlassenheit, befällt unterschiedslos jeden der Insassen, aber die umso mehr, die vor ihrer Vertreibung einen angesehenen Posten bekleideten, also am ehesten die Männer und unter denen noch mehr die Stadtbewohner. Das Gefühl der Erniedrigung, das sogar pathologische Züge annehmen kann, und der unerfüllbare Wunsch, wieder einer sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, legen sich über ihren Alltag, gleichgültig, ob es Somalis sind, die zuvor Händler, Dienstleistende oder Beamte in Mogadishu waren und plötzlich nichts mehr mit ihrem Leben anzufangen wissen, oder Jugendliche aus dem Sudan, die vor den Hütten herumlungern, „pushing time“, wie sie sagen, oder ehemalige äthiopische Beamte, die sich, nach neun Jahren Exil und Lagerleben, als „physisch und geistig Internierte“ sehen und von sich sagen, sie seien „heimat- und hoffnungslos“. Manche unter ihnen sprechen von Selbstmord. Aber alle im Lager fühlen sich machtlos und nutzlos.

Es gibt keinen offiziellen Stellenmarkt, weder innerhalb noch außerhalb der Lager. Wer außerhalb des Lagers einen Job annimmt, tut das illegal, er erhält keine Arbeitserlaubnis und bleibt ein Fremder. Trotzdem gibt es einige mehr oder weniger tolerierte Tätigkeiten, die sofort ins Auge fallen, wenn man das Camp betritt: der Wiederverkauf von Lebensmittelrationen, von Gemüse und Konserven (die aus Garissa, der Provinzhauptstadt, geliefert werden), außerdem sieht man Korbflechtereien, Teppichknüpfereien, Schneidereien, Metallwerkstätten, in der Hauptstraße gibt es Friseure, überall wird Kaffee und Tee angeboten, am Rand des Lagers lassen einige Familien ihre Ziegen weiden.

Spielzüge auf einem ethnischen Schachbrett

Wenn man wissen will, unter welchen Bedingungen sich Identitäten verändern, liegt es nahe, die Familien im Lager mit solchen zu vergleichen, die sich freiwillig in Städten niedergelassen haben. Genau das hat die Anthropologin Liisa Malkki getan. Ihre Erkenntnisse basieren auf ausführlichen Feldstudien, die sie in den achtziger Jahren bei den Hutu-Flüchtlingen aus Burundi in Tansania durchgeführt hat. Dabei verglich sie die Lebensweise derer, die in einem Lager in Mishamo Zuflucht gefunden hatten, mit der jener, die aus eigenem Antrieb in die Stadt Kigoma gezogen waren. Dabei stellte sie Unterschiede fest, sowohl hinsichtlich der Bindung an den alten Heimatort als auch der Spätschäden durch die Vertreibung. Liisa Malkki beschreibt, dass das Lager als ein begrenzter und mit Bedeutung versehener Raum empfunden wird, innerhalb

dessen die Hutu eine Art moralische und politische Gemeinschaft rekonstruierten, indem sie die Maßstäbe und Mythen ihrer Herkunft aufrechterhielten. Im Lager, so resümiert sie, wird die ursprüngliche Identität eher verstärkt.

Im Gegensatz dazu entwickeln Flüchtlinge, die sich, mehr oder weniger als einzelne, in die Stadt integrieren, eher kosmopolitische Identitäten, das heißt, ihre ethnische Zugehörigkeit ist nicht länger in den alten Mythen verwurzelt, und sie können sie sogar manipulieren, je nachdem, was gerade opportun ist. Der Ethno-Nationalismus der Bewohner der Lager unterscheidet sich also grundsätzlich von den eher kosmopolitischen Verhaltensweisen der Stadtbewohner, die Akteure und Handelnde in einer „post-nationalen Ordnung“ sind. Der Soziologe Gaim Kibreab hat, parallel zu den Untersuchungen von Liisa Malkki, über Flüchtlinge aus Eritrea geforscht, die sich im Sudan niedergelassen haben. Ganz anders als Liisa Malkki glaubt er, dass die scheinbar „kosmopolitische“ Haltung derer, die in die Städte (beziehungsweise an deren Ränder) gezogen sind, nur bedeute, dass sich die Flüchtlinge hinter einer fiktiven Identität verbergen. Er begründet das so: Weil die Flüchtlinge sich in der Stadt als schutzlos empfinden, suchen sie eine falsche Gruppenzugehörigkeit am falschen Ort und geben sich als jemand aus, der sie nicht sind. Er habe beobachtet, dass die Flüchtlinge aus Eritrea im Sudan falsche Namen angenommen, eine anderer Sprache gelernt, sich anders gekleidet und sogar ihre Religion gewechselt hätten. Christen hätten sich als Moslems ausgegeben und wären später zum Islam übergewechselt, einfach nur, um unerkannt zu bleiben. Andere wiederum wären Christen im Verborgenen geblieben, hätten sich aber den Pilgerfahrten nach Mekka angeschlossen. Das wiederum hätte sie nicht davon abgehalten, berichtet Kibreab, sich in den Kreisen der Exil-Eritreer politisch zu betätigen und, weil sie sich inzwischen unauffällig in der sudanesischen Gesellschaft bewegen könnten, gesetzliche Bestimmungen zu unterlaufen, um den politischen Widerstand der in alle Winde verstreuten Flüchtlinge zu organisieren. Wenn wir die Untersuchungen von Gaim Kibreab auf den Punkt bringen, dann haben wir es hier nicht wirklich mit einem Problem von Identitäten zu tun, sondern mit einer Strategie des „Sich-unsichtbar-Machens“.

Meine Erfahrungen aus den Dadaab Camps in Kenia erweitern die Diskussion und ermöglichen es, die „Camp-Villes“ noch einmal neu und anders zu interpretieren. Sie zeigen, dass die Flüchtlingslager Identitäten hervorbringen, die ethnisch begründet sein können, aber es nicht notwendigerweise sind, auch wenn sie eine Ethnizität reproduzieren oder bewahren. Wenn man es so betrachtet, sind die Lager ein dynamisches und von vielen Kräften abhängiges Gefüge und setzen die Identität der Flüchtlinge einer Erprobung aus. Nicht nur die Exilanten, die sich über ein Einleben in die Stadt zu definieren versuchen, auch die Exilanten, die sich in die Hände der Hilfsorganisationen begeben haben, kämpfen um ihre Identität.



Helfer des Roten Kreuzes verteilen Lebensmittel im Flüchtlingslager Abu Shok bei El Fasher in der Region Darfur, Sudan. Zehntausende von Zivilisten starben bei den Kämpfen zwischen Regierungstruppen und Rebellen im Westsudan, die Anzahl derer, die in den Flüchtlingslagern verhungerten, ist nach Angaben von Hilfsorganisationen um ein Vielfaches höher.

Foto: Markus Gyger/Reuters

Das Lager als „Naked City“

Kehren wir zurück zu den beiden einander nur zum Teil widersprechenden Forschungsergebnissen von Liisa Malkki und Gaim Kibreab. Beide formulieren den Gegensatz von „geschlossenen ethnischen Räumen“, mit denen entweder das Ursprungsland oder das Flüchtlingslager gemeint ist, und den „offenen Räumen“ in oder am Rand der Stadt, wo die Identitäten der dort lebenden Flüchtlinge dem einen Forscher „fiktiv“ und dem anderen „kosmopolitisch“ erscheinen. Im Fall von Dabaab glauben wir zu erkennen, dass Flüchtlingslager so etwas wie „neue Welten“ sind, ein unerprobtes Terrain, das gewissermaßen einen innovativen Rahmen darstellt, obwohl die sozialen Veränderungen und Identitätsanpassungen auf kollektivem Leid und zwischenmenschlichen Konflikten basieren, die mit der eigentlichen Situation wenig zu tun haben. Das Lager bringt „hybride Sozialisierungen“ hervor, multi-ethnisch und mehrschichtig, weil sich die Strategien der Clans mit den ethnischen Zugehörigkeiten kreuzen und die humanitäre Hilfe sich als eine dritte Ordnung der globalen Welt darüber legt.

Also wäre das Lager doch vergleichbar mit einer Stadt? Ja und nein, es ist vergleichbar und erreicht sie doch nicht. Wir haben es mit einer Ökonomie zu tun, die es immer schon gegeben hat, weil die Menschen arbeitswillig sind (und sogar be-

reit, an einem Ort zu bleiben), wir haben es mit einer sozialen Struktur zu tun, die sich in auferlegte Zwänge fügt, wir haben es mit einer Aneignung von Raum zu tun, die, wenn auch zögerlich, der ursprünglichen Wüste Bedeutung beimisst – all das bietet Möglichkeiten für Urbanität, aber es entwickelt sich nichts. Also ist ein Lager doch etwas anderes als die Townships Südafrikas oder die Enklaven der Kolonialstädte, obwohl es ihnen, was seine unvollendete, unfertige Form von Urbanität betrifft, irgendwie ähnlich ist.

Selbst wenn seine Möglichkeiten weiter verfestigt würden, bleibt das Camp eine unvollendete, „nackte“ Stadt, behindert durch all das, was fehlt. Warum gelingt es nicht, hier eine wahre stadtähnliche Gesellschaft aufzubauen, zuerst „urbs“ und später „polis“, ein Ort, an dem politisch gehandelt wird?

Keiner will den notwendigen Schritt vollziehen, der von der Definition der Lager als Notunterkünfte zu deren politischer Akzeptanz als Einrichtungen von Dauer führt. Zu dem Exodus, der allein schon eine Heimsuchung war, gesellt sich die Unmöglichkeit einer Resozialisierung. Wenn überhaupt ein tieferer Sinn hinter dieser Aussichtslosigkeit steckt, und hier komme ich auf meinen Anfang zurück, dann nur der einer Segregation, und zwar im globalen Maßstab. Dann wären Flüchtlingslager nur ein Beispiel unter anderen, weil auch hier eine Menge unerwünschter Personen zusammenkommt, die man am bes-



ten von allem fernhält. Die Stadt besteht schon innerhalb der Lager, aber immer nur in skizzenhaften Formen, die beständig unvollendet abgebrochen werden.

Entsprechend zaudern und zögern und entzweien sich die internationalen Organisationen, welche die Lager errichten und verwalten. Während manche von ihnen eine Integration befürworten und den Dialog zwischen den Ethnien fördern wollen, gibt es andere, die eine enge Verbindung zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen für bedenklich halten, weil sie Konflikte vermuten, denen sie sich nicht gewachsen fühlen. Wenn Konflikte entstehen oder sich auch nur abzeichnen, werden die Betroffenen entweder in ihre Heimat zurückgeschickt oder in andere Camps verlegt. Arbeit, die ein Einkommen sichern könnte, ist immer noch illegal.

Noch immer ist der Gedanke dominant, Flüchtlingslager seien ein Notbehelf auf Zeit, weil aber die Zeit andauert, werden sie zu Warteräumen, in denen keiner mehr weiß, worauf er eigentlich wartet, und es gibt nur wenige Angebote, die dem etwas entgegensetzen. Beschäftigungsprogramme, Veranstaltungen, Versammlungen, selbst Konflikte richten, wenn es um Subjektivierung geht, nur wenig aus. Wenn sie überhaupt ein Minimum an Identität, an Teilhabe an der Welt zurückgewinnen wollen, haben die Insassen der Camps keine andere Chance, als sich in dieser Ambivalenz einzurichten, zwischen

momentaner Not und aussichtsloser Dauer, zwischen heute und ewig, zwischen aufgeben und verzweifeln oder doch noch einmal neu anfangen.

Die Betroffenen eines Exodus bleiben irgendwo auf der Schwelle und können selbst jene vorsichtige, indefinite „Urbanisation“ nicht leisten. Das hat wenig mit ihrer improvisierten, materiell immer wieder gefährdeten Existenz zu tun, die sie mit den Bewohnern von illegalen Siedlungen teilen, die in den armen Ländern am Rande der Städte ihr kümmerliches Dasein bestreiten. In diesem Zusammenhang ist es gleichgültig, ob sie sich auf ein Dasein im Camp eingelassen oder sich am Rande der Stadt angesiedelt haben. Das Camp ist ein Warteraum außerhalb der Gesellschaft, aber auch diejenigen, die den provisorischen oder manchmal illegalen Sprung in die fremde Stadt wagten, haben nicht so viel mehr gewonnen. Auch sie stecken in der wirklichen und gesellschaftlichen Peripherie fest. Nichts, so scheint es, kann diese Prozesse voranbringen. Ihr Scheitern, besser, ihr Auf-der-Stelle-treten erweist sich als ihr charakteristisches Merkmal. An Integration ist nicht zu denken, die Flüchtlinge befinden sich nach wie vor in Quarantäne.

Latrinen in einem Flüchtlingslager in der Demokratischen Republik Kongo. Überbelegung und prekäre hygienische Verhältnisse lösen immer wieder Cholera-Epidemien aus.

Foto: Alexia Webster, Kapstadt